

(Nachdruck verboten.)

## Der Kasfl vom Hollerbräu.

1) Roman von R. von Seydlitz.

I.

Es hatte wieder einmal einem geträumt, daß das große Glück nur in der großen Stadt zu finden sei; und da war er denn ausmarschiert, es zu suchen. Jung, frisch und gut, gesund und zahlungsfähig war er, dazu leicht im Kopf und schwer in Gliedern, ein kernbraves Stück Jungblut aus dem fröhlichen Franken. Südwärts war er der Heimat entwichen, über die Donau und durchs Jugostädter Land; Eichstädt und Pfaffenhofen lagen schon hinter ihm, und nun sollte er herte sein großes Ziel erreichen.

Denn wenn einer, der unterm weißblauen Banner geboren ist, von einer großen Stadt träumt, so ist es meist eben doch München, was ihm vorschwebt. Ein echter Franke hat vor Bamberg Respekt, er nennt Würzburg mit Achtung, er kennt Erlangen und vielleicht Bayreuth als bedeutende Mittelpunkte des bairischen Globus; vor allen andern weiß er von Nürnbergs Herrlichkeiten zu singen, — Lebluchen, Folterkammern, Jahrmärkten und Bratwürsten, — aber — „mein“ — München ist halt doch das große, mystisch-unheimliche Dorado voll unermeßlicher Schätze, das unbeschreiblich große, volkreiche, das ohne Vergleich „große“, — der bairischen Städte allergewappelteste! —

Mit einem Wort, die weiß-blaue Centralsonne, um die alles gravitiert.

Nun weiß jeder Astrophysiker, daß Centralsonnen mit ihren Trabanten ein doppeltes Verhältnis einzugehen pflegen: die umkreisenden Sterne fühlen sich sowohl abgestoßen von ihr, als angezogen; Tangential- und Centripetalkraft heißen es die Gelehrten. Der „gescherte“ Bauer heißt es zwar nicht mit besonderem Wort, aber er fühlt's: denn eine unheimliche Angst vor dem verdächtigen Konglomerat von Verwirrung und Verführung, „München“ genannt, mischt sich in seiner Seele geheimsten Tiefen mit der namentlich bei halben Willetpreisen zur Zeit des Oktoberfestes unstillbaren Sehnsucht, „d' Münchnerstadt“ einmal gründlich kennen zu lernen.

Dies echtbairische Nationalgefühl, und noch manches andre, hatten unsern jungen Burshen, wie gesagt, verführt, Heim und Eltern zu verlassen und gen München zu streben. Und der Frühjahreshimmel segnete sein Beginnen. Denn kaum einmal war ihm unterwegs die Jacke vollgereget, trotzdem der unwirliche April regierte. Es blaute und grünte, leuchtete, sang und blühte um ihn herum, Tag für Tag durch die ganze Reise.

Freilich — er hätte sie für einige Mark billiger haben können und schneller, die Fahrt aus der Heimat, — die Bahn hätte ihn in einem halben Tag nach München gebracht. Und Geld hatte er ja. Aber das versteht eben unjereiner nicht, der auf Kurierzügen durch Europa fliegt: das geht eben nicht für ein einfaches Landkind, sich da mir nichts dir nichts der Bahn anvertrauen, um frech und unangemeldet und unvorbereitet Hunderte von Kilometern per Dampf durchzumessen! So ein ernster Schritt will überlegt, will ernsthaft und langsam gemacht sein, will Mühe und Schweiß kosten, will lange dauern und mit Schwierigkeiten und Umständen, Nachtquartieren und Ermüdung verknüpft sein. Und so war denn der Kasfl auch von Allersdorf, Bezirksamt Spalt, zu Fuß nach München gepilgert und hatte sein letztes Fahrklager in Dachau genommen. Und von den grünen Höhen Dachaus war er heut bei allererster Frühe in die Ebene hinabgestiegen, in deren Ferne ihn die großen fetten behaglichen Frauentürme freundlich begrüßten.

„Also das ist's. Das ist München! — Und in ein paar Stunden haben wir's!“ So murmelte er zufrieden, als er sich dem Schatten der alten Allee anvertraute, die zur Hauptstadt führt.

Und bald, nachdem die erste Morgenmüdigkeit überwunden war, wie er seinen frischen, schweren, langanschwingenden Reiseschritt wieder fand, gefiel er sich in neckischen Betrachtungen: „Heut, am 27. April 187, mittags, betrat der ehrengedachte Kasflulus Segebart, Güttersohn

aus Allersdorf in Franken, die Stadt München, um daselbst . . .“

Ja, was denn eigentlich?

Am liebsten hätte er still — noch stiller, als man zu sich selbst spricht — hinzugesetzt: „um dort auf jeden Fall, wie auch immer, — es zu einem großen Glück zu bringen, — ein Mordskerl zu werden, auf den die Leute schauen, auf den womöglich nicht nur die Allersdorfer, sondern sogar die Münchener stolz sein sollen“. Aber er errötete und schlug auf die Gräser am Weg mit dem Stecken.

Denn das verfluchte an der Geschichte ist eben, daß man nicht weiß, wie es anfangen. Man kommt sich vor, wie einer, der zum Rothschild ins Comptoir hineinretoscht und ohne weiteres sagt: Bitte um eine Million! Man fühlt's schon voraus, wie sie einen auslachen werden; und da wird einem wirr und verlegen schon im Vorgefühl.

Das ärgste dabei ist, daß alles rundum dagegen so fest und sicher in seinem Amt und Beruf erscheint, als wäre am Ende gar kein Platz mehr für einen, der neu herzukommt. Da fahren Eisenbahnzüge glatt und sicher um die Waldecken von Nymphenburg, da adern die Bauern, da stapft der Landbriefträger, da wirbelt sogar die Lerchen hoch oben so andauernd und ungestört, als hätte jede sich ein Viertel Himmel per Sommer fest und pränumerando gentietet. . . .

Das macht irre. Da wird's einem schül. Man kommt sich so kindisch vor mit seinen Ansprüchen und Hoffnungen. —

Ah was! Dummes Zeug! Jetzt vor dem Ende der Wanderung, angesichts des Ziels, auf einmal ein Schulbubengefühl bekommen! So viel Lebenserfahrung hatte der Kasfl auch schon, daß er wußte, wie schnell so ein letztes, stärkstes Bangen versiegt, wenn man einmal die Thüre nicht nur in der Hand hält, sondern wirklich aufmacht. Das „Wie“ braucht einen da bald nicht mehr zu kümmern, es findet sich von selbst.

Etwas ganz andres macht ihm mehr Sorge; ob sich auch gleich jemand finden wird, der ihn zum Dheim führt. Denn der Dheim — den Namen wußte er —, Herr Ringelmann hieß er, — wohnte seit vielen, vielen Jahren in München. Aber wo? Und was der Dhm war, — das hatte die vereinte Weisheit der Allersdorfer Familientongresse nicht gemerkt. Der Dhm Ringelmann stand in Allersdorf im Geruch, ein sehr vornehmer, feiner Herr geworden zu sein, der nie seiner dörflichen Verwandten gedachte; aber er mußte wohl ein glücklich situierter Herr sein, und der junge Reffe durfte immerhin hoffen, bei ihm vorzusprechen zu können und nicht abgewiesen zu werden. „Zumal da,“ wie Kasfl sehr richtig dachte, „ich Geld habe und nur Rat brauche. Und den wird er wohl wissen.“

Er war schon tüchtig gegangen, die Sonne stand hoch, da hielt er an. Denn hier, an einer schattigen Biegung der Chaussee, bemerkte er zu seiner Verwunderung, daß das vorher so kleine rauchumwölbte Stadtneß sich unheimlich ausdehnte, je näher er kam. Links und rechts rauchten die schlanten Kamine der Fabriken, überallher zogen Straßen zur Stadt hin, überall ramnten die Bahnzüge nach der Stadt zu und vor ihm her. Es war, als wenn die Stadt ihn mit Fangarmen umklammerte, ihn einschlokte. Er nahm die Kappe ab und wischte sich den Schweiß. Aus seinen großen wasserhellen feuchten Augen bliete er in Bewunderung auf das fremde Bild.

Links in einer tiefen Lache quargelten die Frösche, oben trillerte das unsichtbare Volk der Lerchen, weithin gellten Pfliffe und Trompetensignale, und unter all dem rauschte ein dumpfer, dauernder Ton, der wie ein Atemholen der gewaltigen Stadt herklang.

Zur tiefen Grün einzelner Waldstücke blinkten sonn-glänzende Schieferdächer, darüber ragten Türme, Kuppeln und Schötle allenthalben aus der hellgrünen Ebene hervor. Aber von allem das seltsamste war, was hoch darüber weithin gestreckt emporstarrte: der endlos weite in blauem Duft verlorne Zackenkranz riesiger bereister Berge, die, wie aus Speck geschnitten, bis hier hinaus glänzten und spiegelten. Darüber wieder ein lustiges Gewimmel silberumkränzter Völkchen unter der Sonne. — Das alles sah herrlich aus; und so neu und frisch; so fröhliche Farben hatte er noch nicht gesehen; und so zog halb

unbewußt die Herrlichkeit Oberbayerns in Kasl's sinnendes fränkisches Gemüth ein.

Und weiter zog er durch Moosach, wo ihn — für lange Zeit zum letztenmale — ländliches Wesen begrüßte, und geriet jenseits in ausgewähltes Erdreich. Denn hier — und das imponierte ihm gewaltig, — pflasterten sie sogar die Landstraße. Allen Respekt! — Er bog sogar deswegen rechts aus und fand sich bald in Nymphenburg; dort, immer im Glauben, er müsse geradeaus gehen, marschierte er quer über die fürstliche Rokoko-Wüste des Schloßrondels und gen Laim. Als er dann die Bahn überschritt, auf deren spiegelnden Geleisen eilige Züge hin und her glitten, fragte er einen Mistfuhrmann nach dem nächsten Weg und der wies ihn auf die Landstraße nach links.

Ah ja, da links mußte es wohl sein; denn wenn auch jetzt hier schon Häuser allenthalben aufragten, da links waren doch die meisten, und da sahen auch die Frauentürme wieder hervor, die ihm heut' morgen schon in Dachau gezeigt worden waren. Und Wirtshäuser und kleine Kneipen und hofartige Ausspannungen alle zehn Schritte! Und das Rauschen von der Stadt her wurde immer lauter; und immer lebhafter, wie warnend, die langen und kurzen Pisse der Lokomotiven. Das war alles schon sehr städtisch. Aber oben sangen noch die Lerchen, und auf den Feldern duftete der Dung noch ländlich genug.

Aber links die Bahn! Lauter Züge, Züge und Züge; und jetzt gar einer, der aus lauter schneeweißen Wagen bestand; Kasl überlegte sich, ob darin wohl der König fuhr? Aber es war kein Fenster in dem Wagen; und endlich gelang es ihm, das Wort „Löwenbräu“ auf einem der Wagen zu entziffern; andre Namen folgten, aber alles flog zu schnell an ihm vorbei. „Da legst di nieder! Lauter Bierwagen also!“ Und er schaute dem Zuge mit gespanntem Interesse zu, bis er jenseits Laim um die Partmauer von Nymphenburg verschwand.

Und nun kam er wieder über ein Bahngleise; und nun wurde alles enger, rauchiger und lauter. Vor ihm ragte ein wahrer Wald von Türmen auf, links und rechts schlossen sich die Häuser enger aneinander, und Lastwagen rollten quer auf der Straße hin. Einer, ein langes, schweres Ding, aus etlichen Bäumen bestehend, hatte eine ganz erschreckende Menge Bierbanzen in drei, vier Reihen übereinander; ja, zwischen den Achsen hingen noch einige kleine Fässer.

Auch den Wagen betrachtete sich der Kasl lange und ernsthaft, und über seinen geröteten Wangen, die bräunlich von frühen Sommerprossen überzogen waren, leuchteten die wasserhellen Augen feucht.

Nicht etwa, daß er Durst gehabt und gewünscht hätte, einen der Banzen anzupfen zu können; aber das Münchener Biermeer, dessen erste Wellen ihn am Weichbild der Stadt begrüßten, hatte für ihn eine andre Bedeutung. Denn, um's kurz zu sagen, — Brauer wollte er werden; und darum war er daheim ausgerückt und „auf“ München gewandert mit hoher väterlicher Genehmigung und verwandtschaftlichen Segenswünschen: gelernt hatte er daheim kaum etwas, dazu war wenig Gelegenheit gewesen in der kleinen Brauerei, wo er seine Lehrzeit angeblich richtig und mit Erfolg durchgemacht hatte. Mit dem Gesellsein spuckte es daher bei ihm arg, und ohne den Rat seines Oheims mußte er fürchten, in München nirgends anzukommen. — Aber er fühlte es deutlich in sich, er war dazu geboren, er mußte es erreichen, gleichviel wie.

Und nun gar traf ihn ein kräftiger, frischer Malzgeruch, der von rechts her aus mächtigen Gebäuden herströmte. Da rechts mußte also eine Brauerei sein. — Und so irrte er abermals vom Wege rechts ab und verlor sich in angebahnte Straßen und zuletzt auf Feldwege. Geradeaus hatte er einen kleinen Wald, und darüber ragte ein sonderbares rundes Ding, das er sich nicht erklären konnte; weit wars nicht, Mittag war auch noch nicht, also schritt er darauf zu.

Im Fahrgeleise eines Feldwegs lief er vorwärts und kam links vom Wäldchen plötzlich an einen Abstieg, — vor ihm lag ein weiter, grüner, tiefer, länger Ager, auf dem viele Menschen spazierten, und darüber hin — die Stadt! Haus an Haus ragend und gedrängt, vielsensterig, giebelig, schlotüberraht.

München also! München. „Jetzt hab'n mer's.“ Das ist's also. Herr Gott, wie groß und wie schön. Er konnte sich nicht satt schauen und wundern.

Und als hätte das große Ungeheuer, die Stadt, ihn, wie er da am Rande der Theresienhöhe auftauchte und hinab-

starrte, auch plötzlich erblickt, so brach jetzt auf einmal ein von allen Seiten tönendes schreckhaftes Geheul los: alle Fabriken stimmten mit ihren misttönenden Nebelhörnern das Mittagsignal an.

Das war ein grausliches Brüllen, Heulen und Dröhnen; Kasl erschrak eigentlich zuerst ein wenig. Aber dann wandte er sich nach rechts und versiel in ein so schreckfreudiges Erstaunen, daß er alles ringsum vergaß: da war das runde Ding, was über'm Walde aufgeragt hatte; das war's, — der eiserne Kranz in der erhobenen Hand der riesigen Babaria!

Also ist's wirklich wahr, wie das kleine bunte Kalenderbild daheim an der Stubenthür berichtete, das riesige Bild existiert also leibhaftig! Jetzt konnte er gleich heute nach Hause berichten: „Vater, ich hab' auch die Babaria gesehen!“ Und bei dem Gedanken wurden die wunderhellen Augen noch feuchter und der Mund blieb ihm weit offen.

Und darüber hinaus wieder die blauen Berge, und davor wieder Bahnzüge und rauchende Maschinen und Fabriken. Und im ringsum starrenden Häusermeer noch hie und da etwas, was ihn mehr als alles andre erregte: die übereinander geschichteten Blechhauben mächtiger breiter, aber kurzer Kamine, mit Windflügeln darüber; denn das waren Dunstschläuche von Malzdarren, soviel wußte er von zu Hause. Und das waren also alles Brauereien. Und in all den Brauereien mälzten, sotten und lagerten sie fort und fort ganze Ozeane von Bier, und alle diese Tausende von Hektolitern verlangten so viele Hunderte von Händen, um kunstgerecht zu stande gebracht zu werden.

Der Gedanke war ernst, aber nicht abschreckend. Denn wohl war da gewiß ein jeder am Platz; aber dazwischen mußte gewiß noch für ihn Raum sein.

(Fortsetzung folgt.)

## Neujahr.

Gottah, Schwager Chronos, Lenker der Zeit, nimm einen tapferen alkoholischen Anlauf, blase ins Horn und vergiß ja nicht, die Uhr aufzugiehen. Sonst bleiben wir am Ende im Blutmorast dieses verfluchten Jahres zwischen den Jahrhunderten stecken, in dem, wie die Trunkenen um Mitternacht, niemand wußte, ob er noch gestern, heute oder bereits morgen lebte. Ins Feuer mit den pappernen Kalendern dieses mit den geheimnisvollen Nummern des Aborts gezeichneten 00-Jahres! Aus 0 wird eins, das 19. Jahrhundert ist nach der Zweifels-Quarantäne von 365 $\frac{1}{4}$  Tagen in den Altensyrant geschleppt. Möge es gründlich verfaulen!

Oder besser und sicherer noch, gießen wir das herrenlose Jahr ins siedende Silvesterblei und aus dem zischenden Wasser soll uns ein Braunkranz der neuen Zeit aufstehen, ein glänzender mit vielen geheimnisvollen Zeichen, mit raumenden Schländen ahnender Zukunft, mit blühenden Knippen, vielgestaltigen Wolken und krausem Gewimmel märchenhafter Blumen.

Hinein in die reinliche Blut mit dem Jahr der Panzerschiffe und Kanonen, der Chinesen, Boeren und Hunnen, der Sternberg und Sander, der Waldsee und Bülow, der Welt- und Tringeldpolitik. Das Feuer läutert, indem es vernichtet, und ein wenig weißer Aschenrückstand läßt es nur übrig von den blutdampfenden Brennern, den Narheiten und Lügen, den Verbrechen und Sengzern. Und diese Asche laßt uns streuen in die fern über den Abgründen und Lachen und Höhen leuchtend schwebende Ewigkeit, daß auch aus diesem Samen herrliches Leben erblicke!

Oder meint Ihr, daß wir das irre Jahr schädlicher in den blauen Flammen des Punsch verbrönnen, oder daß wir es stückweise verteilen unter den Cylinderhüten der Silvesternacht, den gebrechlichen Kinnbüssen der torfelnden Possenschmiede, oder daß wir es an die rasenden Späße hehend binden, die die flackernden Silvesterhirne in die Mitternacht hinausjagen, oder endlich, daß wir es den spielenden Krallen der grimmigen Neujahrskater anvertrauen? Gleichgültig, wie Ihr es morden möget, das Jahr des Grauens, mordet es gründlich! Füllet die Gläser und jauchzet: „Es Lebe sein Tod!“

Hervorragende wissenschaftliche Gewährsleute des Katholizismus, bedeutende Spezialisten der Höllologie haben behauptet und an der Hand reicher Erfahrungen erhärtet, daß Se. Majestät der Teufel die Fähigkeit besitze, Menschen auch nach ihrem naturgemäß eingetretenen Tode lebendig umherlaufen zu lassen, so daß man nie recht sicher sein kann, ob man selbst und die verehrlichen Mitmenschen wirklich noch leben oder nur noch von Teufels Fluchgnaden zu den wandelnden Leichen, zu den geschminkten Gräbern gehören.

Es giebt keine Errungenschaft der katholischen Wissenschaft, an die ich fester glaube als an dieser Erscheinung der Simili-Lebendigen. Aber ich möchte aus meiner Kenntnis der Dinge die schöne Beobachtung der Lehrer der Herren Koeren und Dasbach, der in der Ohrfeigenschnucke innig vereinten Freunde, noch dahin ergänzen,

Daß Se. Maj. der Teufel natürlich sich nicht mit Kleinigkeiten abgibt, daß es nur die großen und mächtigen Persönlichkeiten sind, deren Leiden er also konserviert. Man muß schon ein Millionär, ein Generalissimus, ein Minister, adligem Blut oder fürstlichem Geschlechte entsprossen sein, um der duffenden Unsterblichkeit des Reichthums teilhaftig zu werden. Und erst wenn man die schätzbare Ermittlung der katholischen Wissenschaft in dieser Weise ergänzt, begreift man ein wenig das Jahr 00, um dessen Hinrichtung wir gegenwärtig so aufrichtig bemüht sind. Leute, die bereits im 14. oder 16. Jahrhundert oder noch früher gestorben sind, hat der Teufel als Herrscher der Welt auferstehen lassen, und wir umstürzende Teufelsbanner sind noch nicht stark genug, um dem greulichen Spul ein Ende zu machen. Da ist man so fürchtbar besorgt, daß ja nicht ein Menschenkind lebendig begraben werde, gegen die wendlich schlimmere Gefahr aber, daß die Toten umgehen und regieren, geschieht nichts Durchgreifendes, obwohl das von ihnen ausströmende Leichengift Länder, Völker und Erdteile verwüstet. Ich würde sofort unter die Jesuiten gehen oder sogar Centrumsführer werden wollen, wenn ich wüßte, daß ich damit die Fähigkeit erzielte, dem Teufel Trost zu bieten und ihn um seine Macht zu bringen, Leiden gehen, reden, handeln und Gewalt ausüben zu lassen. Ich bin vorsichtig, und will keine Namen nennen, wen alles ich im Verdacht habe, daß der Teufel sein Herz schlagen läßt, höchstens, daß ich die ausländischen Helden des Jahres 00 zu nennen wage. Von Chamberlain weiß ich es z. B. aus bester Quelle, daß er bereits in jener vorchristlichen Zeit gestorben ist, als er noch Molochprieester war — ihn traf gerade der Schlag, als er sein 75jähriges Dienstjubiläum festlich begehen wollte. Auch für etliche Russen könnte ich mich verbürgen, daß es nur spazierende Kadaver sind — und was Deutschland anlangt, so werden aufmerksame Zeitungsleser leicht selbst die Verdächtigen ermitteln, es sind ja gerade die meistgenannten. Das ganze Jahr 00 war ein großer Heizenabbath für diese Vurschen, es war ihr Jubeljahr. Da nützt auch kein Hühnerkrähen, um die Gespenster zu scheuchen; denn selbst die Hühner sind von den Kerlen bestochen worden, wie denn auch die sonst recht heilsam wirkende Morgenröthe sich leider an den schmutzigen Geschäften der Lebenden des Teufels hat beteiligen lassen.

Indessen, es giebt doch ein Mittel gegen die Herrschaft der Tote, die von höllischem Sauer- und Kohlenstoff leben; wir müssen so reine Luft auf Erden schaffen, so viel helles Lachen und freundige Arbeit, so viel Kinderjubiläum und Liebesleuchten, so viel Gerechtigkeit und Wahrheit und Freiheit — daß die Tote, die das große stolze allumfassende und allbestigende Menschheitsleben nicht ertragen können, endlich verweisen und kein Teufel die eke Persejung wieder zusammenzufinden vermag.

In der Silbesternnacht thut sich das Specialitäten-theater der Gespenster auf. Wir bemühen uns — das sei den Abstinenzlern gesagt, damit sie bewundernd mit ihren Anklagen einhalten — nur deshalb opferwillig uns zu berauschen, damit unsre Kräfte ins Ungemeinere wachsen, die Dämonen zu bannen. Gelingt es uns dennoch nicht, nun, so war zu viel Wasser im Wein, zu wenig Blut in den Adern . . .

Auch am Neujahrs morgen steigen noch die Geister des Dunkels nach altem Brauch empor und heischen Trübsal: Die Schornsteinfeger und die Nachtwächter. Mögen sie reiche Ernte halten. Aber sonst fürchte ich, wird es ein schlimmes Gratulantengewetter sein. Gewiß wird auch diesmal Graf Potodowsky seinen Cylinder blank büchsen, um seinem hohen Gömmer, Meister Wued, ein glückliches neues Jahr zu wünschen. An der Thür wird ihn die Magd des Hauses abweisen: Der Herr bedauert, nicht zu Hause zu sein. Und wenn der Potsdamer Freier v. Mirbach der Gewohnheit gemäß zum Freunde in der Marienstraße wandert, dann wird er erschreckt vor den blauen Wägeln zurückprallen, die an der Thür der schönen Wiska sich eingenistet haben und den Zugang sperren; der Herr bedauert nicht zu Hause zu sein. Dann wird der heilige Mann tranrig zurückkehren, auf die Knie fallen und zerknirscht stammeln: „Ach, ich Feind der Rhinocerose! Wer nur auf Gott vertraut und feste im sich hat, hält nicht auf Sünden gebaut!“ — J o c.

## Kleines Feuilleton.

— Der Berlenwald. Es war zwei Tage vor der Weihnacht. Am mich auszulassen, war ich heraus in den Bergwald gekommen und mit der Mutter wollte ich einen Schwarz-Fisch essen, den ersten wieder seit langen, langen Jahren. Der Tag hob mit Nebel an, nach Mittag legte ein leichtes Niesel ein, das mehr und mehr sich verstärkte.

Den Mantel um, hinaus! Vergaß, bergab, auf Waldwegen und Jägersteigen, durch Hochwald und Stangenholz. Der Wald stand stumm. Selbst die Meisen schienen ihr Wispern verlernt zu haben. Ueber die Stämme kam das Raß herab, den Aesten entlang, an jedem Zweigende hing eine helle Wasserperle. Kein Lüftchen ging. Ab und zu fiel irgendwo ein Tropfen, der Stod fuhr an einen Stein, eine Wurzel; der Ton erstarb, ausgefogen von der Stille.

Es wurde kälter und kälter. Am Gesicht und an den Fingern merkte man es, an dem Frösteln, das den Rücken hinabrieselte. Es fuor. Unter den Bäumen sanken die dunklen Flöze, ich trat hinaus.

Auf dem Rand einer Kuppe stand die Sonne und die Schneise herab warf sie ihre blutroten Strahlen. In den Fichten rechts und links bligte es auf, und funkelte wie von Millionen von Lichtchen. Jeder Tropfen war zu einer weißen Perle geworden und in ihr glomm es wie ein kleines Glühlicht.

Da schrie es in mir: Hans, Dein Glüd! Seit Du von der Heimat gegangen, hat niemand Dir einen Weihnachtsbaum angezündet, keiner Dir je etwas Liebes auf den Weihnachtstisch gelegt. Und jetzt sind tausend Weihnachtsbäume Dir geworden, tausend und tanjende! Mögen sie drunten auf ihren brechenden Tischen haben, was sie wollen. . . .

Ich bin im Walde aufgewachsen, und das schönste hat er mir geboten, von dem ich weiß: Ich sah ihn im Raubreis und zur Zeit, da der Blütenstaub in ganzen Wolken über den Hauen vertrauchte; wenn die Dachsen lichtgrüne Schleier über die Hänge zogen, und wenn der Sturm in den alten Föhren orgelte — den Wald im Perlenleide hatte ich bis zu dieser Weihnacht noch nie gesehen. . . .

Sklaven der Großstadt, was habt Ihr denn von Eurem Leben? —

ck. Ein altdentscher Neujahrswunsch. Auf eine interessante mittelalterliche Handschrift, die aus Sangerhausen stammt, machte vor einiger Zeit Jacobs in der „Zeitschrift für deutsche Philologie“ aufmerksam. Es ist eine stellenweise nicht ganz vollständig erhaltene Papierhandschrift aus dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts mit noch 112 Blättern. Vom Umschlag ist noch die Vorderseite von sehr festem, außen glattem Schweinsleder erhalten. Der ursprüngliche Hauptinhalt enthält Vorlesungen über logische Schriften des Aristoteles und ist daher auch für die Geschichte der Wissenschaft wichtig. Dann aber scheint die Handschrift in andre Hände übergegangen zu sein, und da finden sich besonders auf der leer gelassenen Seiten der Handschrift Eintragungen und Zeichnungen, die mit der grauen Theorie einer scholastischen Behandlung der Aristotelischen Logik nichts mehr zu thun haben. Es sind Federproben eines gelehrten Schreibers, der sich in seinen Muhestunden mit solchen Spielereien abgab. Die Zeit des alten Minnegefangens erstet daraus. Die Zeichnungen der Jungfrau, der grünen Zweige, von Klee und Blumen und verchlungenen Herzen deuten auf Lebenslust, Minne und feste Treue. Dazu stimmt nun die Eintragung eines alten Minneliedes mit seiner ursprünglichen Singweise, die eine Seite der Handschrift für sich in Anspruch nimmt und von ganz besonderem Interesse ist, weil das Lied sich als ein alter deutscher Neujahrswunsch aus so früher Zeit herausstellt. Die Aufzeichnung ist wohl nach 1388 anzusehen; die Sprache des Textes aber und die Art der Melodie gehört noch dem 13. Jahrhundert und dem Minnegefang an. Die erste Strophe des Neujahrswunsches lautet:

Mein trut gefelle, myn liebster hort,  
wisse daz dir wünschen myne wort  
unz uff den tag daz sich daz nuwe jahr anbahet,  
waz ezu gelud he wart erdacht,  
daz werde allezyt in dir vollbracht,  
und daz ich myde waz dir vordmahet;  
so wer myn herze in freuden geil  
und dyn gelude daz ist myn heil;  
wan ich by dir nicht mag gesin,  
so bin ich dach alle ezyt daz din  
und du daz myn.

Es folgen dann noch zwei Strophen, die in derselben anziehenden Art den Gedanken freundschaftlicher Treue und Liebe, die durch das neue Jahr zu den besten Wünschen für den Freund angeregt werden, zum Ausdruck bringt. Die Minnelieder gingen zum Teil auf die wandernden Volksänger über, und durch diese ist es wohl in dieser Form überliefert worden. In einer späteren Liederhandschrift tauchen dann noch einmal die ersten sechs Zeilen der ersten Strophe, aber in einer wenig reizvollen Umwandlung mit einer andern, dreistimmigen Melodie auf. Die ursprüngliche Melodie war in jonischer Tonart gesetzt, dem heutigen C-dur. Sie war etwas eintönig, aber doch recht anmutig. —

## Archäologisches.

— Eine große Sammlung Altertümer aus Honduras sind, wie die „Nat.-Ztg.“ berichtet, in das Berliner Museum für Völkerkunde gelangt. Damit ist ein neues, einigermaßen isoliertes geographisches Gebiet der Forschung erschlossen. Durch die Abwägungen des Rio Uina in Honduras traten an dem einen Steilufer Thonscherben und Thonsfiguren zu Tage, die zu den Ausgrabungen Anlaß gaben. Man fand drei Schichten von Artefakten übereinander, die unterste in ziemlicher Tiefe, aber keine Skelette, so daß man nicht auf an Gräber denken konnte. Dagegen sprach auch die Dreischichtung und der Umstand, daß fast gar keine Schmuckstücke gefunden sind. Man kann demnach an die weitverbreitete Sitte der centralamerikanischen Kulturvölker denken, in bestimmten großen Zeitperioden, im Beginn einer neuen Ära gewisse Kategorien von Geräten fortzuwerfen und zu erneuern. Hier ist daselbe mit den zahlreichen Thongefäßen gesehen. Daneben sind eine Unmasse von Thonpfeifen in Tier- und Menschengestalt ausgegraben, die bis vier verschiedene Töne haben. Vielleicht benutzte man sie bei der religiösen Ceremonie des Fortwerfens der Geräte, oder sie stellten selbst Götterbilder dar, die ebenfalls mit dem Ende der Periode etc.

neuert wurden, wie es z. B. auch von den Hausgötzen der alten Megitarer berichtet wird. Daraus deutet auch der Umstand hin, daß einige Thonfiguren keine Pfeifen sind. Die drei Schichten sind dann durch die dreimalige Wiederholung der Jahresperiode gekommen, indem angenommen werden muß, daß durch die noch jetzt auftretenden Ueberflutungen des Flusses sich allmählich eine Schicht Erde und Schlamm über den Ueberresten lagerte. Man hat also hier statt der sogenannten Kjöftenmüddinger, der Küchenabfallhaufen der bänischen Inseln und an vielen anderen Stellen der Erde, gewissermaßen Sacralmüddinger, Abfallhaufen aus Anlaß religiöser Ceremonien, vor sich. Natürlich sind bei dem Fortwerfen die meisten Gefäße zerbrochen worden, aber es ist in manchen Fällen gelungen, die zusammengehörigen Scherben herauszufinden und zu vereinen. Andererseits sind auch die einzelnen Bruchstücke oft mit so phantastischen und schön ausgeführten Figuren bemalt, daß sie an sich manche Aufschlüsse über die Darstellungen geben. Gewöhnlich sind die Figuren und Muster mit schwarzer und dunkelroter Farbe auf rotgelbem Grunde aufgetragen. Einige Gefäße schliehen sich an die Kultur der Mahavölker an, es sind sogar ein paar Hieroglyphengefäße darunter. Besonders bemerkenswert sind eine Schale von weichem Marmor, mit Vampfköpfen als Griffen und Scherben ähnlicher Gefäße. Unter den Tiergestalten der Pfeifen sind zahlreiche Vögel, ferner Affen, Kapire, Wären und andre Säugetiere, Frösche, Schildkröten, Skorpione usw. vorhanden, einige Male ein altes Tier mit einem Jungen zu einer Gruppe vereinigt. Es fällt auch hier die allgemeine phantastische Gestaltung in die Augen. Bemerkenswert sind aufrecht stehende Menschen- und Tierfiguren mit einer Art ungeheuerem Gefäß auf dem Rücken, das zugleich das Mundloch der Pfeife enthält, und Menschenköpfe, die rundum mit Zaden wie Strahlen umgeben sind, also unwillkürlich an Sonnenbilder gemahnen. Auch diese sind Pfeifen, und zwar sitzt das Mundloch auf dem Scheitel. Bei andern wiederum ist es mit dem offenen Mund des Gesichts identisch. So zahlreich sind noch nirgends als Pfeifen gestaltete Thonfiguren in Centralamerika zu Tage gefördert, obwohl sie hier und da vorkommen. Erst in den Vereinigten Staaten von Kolumbien treten Altartümer der Art häufiger auf.

**Kulturgeschichtliches.**

**on Europäer vor Columbus in Amerika.** Dunkle Ueberlieferungen haben darauf hingedeutet, daß Europäer, die meist schlechthin als Normannen bezeichnet werden, schon vor der Zeit des Columbus das amerikanische Festland entdeckt und bewohnt haben, und zwar ist ihr Weg zunächst wahrscheinlich nach Grönland und dann an der Küste Nordamerikas hinabgegangen. Näheres ist darüber nicht bekannt geworden, es ist vielmehr bisher bei den spärlichen Befundungen weniger Schriften, besonders des Hales-Jahrbuchs, geblieben. Jetzt aber scheint es, als ob eine neue Art von Beweisen für die tatsächliche Anwesenheit von Europäern im frühen Mittelalter erbracht werden wird. Der amerikanische Anthropologe Gerard Fowke glaubt nämlich in gewissen Spuren uralter Wohnstätten besonders im Thale des Charles-Flusses im Staate Massachusetts Eigentümlichkeiten nachweisen zu können, die ihre Herkunft von der indianischen Urbevölkerung des Landes vollkommen ausschließen. Sie müßten daher von Menschen einer ganz andren Kultur herrühren, und zwar, das ist eben die Schlußfolgerung von Fowke, von jenen Europäern, die schon vor der Zeit des Columbus auf dem Seewege über den Nordatlantischen Ocean nach Nord-Amerika vordrungen waren und sich dort niedergelassen hatten. Im Thal des Charles-Flusses finden sich Anlagen alter Behausungen, die in die Thalgehänge auf ausgegrabenen Flächen gleichsam hineingebaut gewesen sein müßten. Es finden sich noch eigentümliche Pflasterungen von Steinen in viereckiger Anordnung, die kaum einen andren Zweck gehabt haben können, als zu Fundamenten für Stützen zu dienen. Ferner sind längs der Thalgehänge Erdwälle aufgeführt und erhalten geblieben, die den Fluß und viele seiner Zuflüsse auf beiden Seiten einrahmen und zweifellos zum Schutz der Ansiedelungen vor Hochwasser bestimmt waren. Außerdem finden sich künstliche, mit Steinen umzogene Inseln und noch andre Werke, die mit nichts verglichen werden können, was irgend von den Gebräuchen und Gewohnheiten der alten Indianer bekannt geworden ist. Diese bauten ihre Wohnplätze auf der Spitze der Hügel und besetzten sie mit Erde und Steinen. Jene rechtwinkligen Häuser, auf die die beschriebenen Fundamente im Thale des Charles-Flusses hindeuten, erinnern lebhaft an die Gebäude, die der alten skandinavischen Kultur angehören und aus sehr vielen Wänden von Stein und Torf in solcher Größe ausgeführt wurden, daß sie mehrere Familien zugleich aufnehmen konnten. Die Indianerhäuser dagegen bestanden fast ausschließlich oder ganz aus Holz und Rinde und besaßen kein Fundament. Ferner haben sich in der Nähe des Orts East-Watertown in einer großen natürlichen Vertiefung des Bodens künstliche Terrassen gefunden, die als Plätze erklärt werden, von wo aus eine große Zahl von Zuschauern den Aufführungen der Ceremonien beigewohnt haben mögen, die vermutlich im Innern der Vertiefung abgehalten wurden — also künstlich ausgestaltete natürliche Amphitheater. Noch an einer andren Stelle in der Nähe sind solche künstliche Terrassen entdeckt worden, wie sie ebenso wenig jemals von Indianern angelegt worden sind. Endlich haben sich in derselben Gegend zahlreiche Steingrabhügel gefunden, die eine auf-

fallende Ähnlichkeit mit den in verschiedenen Sagen beschriebenen Gräbern der skandinavischen Völker besitzen, in denen sich jedoch trotz gründlichster Untersuchung nicht die geringste Spur von Knochen oder andren Gegenständen gefunden haben, während die indianischen Gräber stets Stelette und Geräte enthalten. Das Fehlen solcher Funde steht in Uebereinstimmung mit den in Island und Grönland entdeckten und erforschten Gräbern. Es hat also den Anschein, daß in jenen Nesten die ersten Spuren einer skandinavischen Kolonisation Nordamerikas gefunden worden sind.

**Humoristisches.**

— **Serenissima.** „Diese moderne Malerei ist einfach entsetzlich. Und dabei hat mein Mann den Leuten so oft gesagt, wie sie sie malen sollen!“ —

— **Der ärztliche Blick.** Ein Professor der Medizin hielt sein Kolleg oben zu derselben Zeit ab, wo unten die Kranken aus der Stadt von seinen Assistenten „vollständig“ behandelt wurden. Kurz vor Beginn der Vorlesung suchte der Herr Professor die interessanten Fälle zur Demonstration aus und ließ sie dann nacheinander „nach oben“ kommen. So auch eines Tags. Er ruft einen Studenten zum Praktizieren auf und setzt den Patienten weit von demselben weg, worauf er dem Studenten folgende Ansprache hält: „Ich zeige Ihnen diesen Kranken nicht wegen seiner spezifischen Affektion, sondern um Ihren ärztlichen Blick zu schärfen. Sie sehen, der Patient hat etwas Fragendes in seinem Gesicht, beobachtet mich bei meinem Sprechen sehr genau und hängt gewissermaßen an meinen Lippen. Was schließen Sie daraus?“ Der Student schweigt und bemüht sich vergeblich, etwas zu finden. Der Herr Professor wird endlich unwillig und sagt: „Na, sehen Sie denn nicht, daß der Mann taubstumm ist?“ Da sagt der Taubstumme: „Erlauben Sie, Herr Professor, das ist mein Bruder, der sitzt noch drunten!“ — („Simpl.“)

— **Aus der Gesellschaft.** „Du, Emil, über das junge Ehepaar Müller sollen ja eine Menge Geschichten im Umlauf sein?“

„Mein Wunder! Die wohnen jetzt seit einem Monat hier und niemand weiß etwas von diesen Leuten!“

**Notizen.**

— **Njörnsens „Ueber unsre Kraft“** (II. Teil) geht am 17. Januar zum ersten Mal im Berliner Theater in Scene.

— Als nächste Novität wird das Deutsche Theater ein Schauspiel von Stefan Vacano „Der Tag“ bringen.

— Der Bonivant des Neuen Theaters, Franz Kubner, ist für das Schiller-Theater engagiert worden.

— Der Sternsche Gesangverein veranstaltet am 26. Januar in der Gedächtniskirche ein Konzert, in welchem Gändels „Judas“ aufgeführt werden wird.

— „Die Landstreicher“, eine Operette von C. M. Ziehrer, ist vom Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zur Aufführung angenommen worden.

— **Preisanschreiben für Tonkünstler.** Die Akademie der Künste, Section für Musik, stellt das auf 4500 Mark erhöhte Stipendium der Giacomo Meyerbeer-Stiftung für das Jahr 1902 für Tonkünstler zum öffentlichen Wettbewerb. Die Preisaufgaben bestehen: in einer achtstimmigen Violadoppelsolce, deren Hauptthema von den Preisrichtern gegeben wird, in einer Ouverture für großes Orchester und einer durch ein entprezentes Instrumental-Vorpiel einzuleitenden dramatischen Kantate für drei Stimmen mit Orchesterbegleitung.

— Der Philharmonische Chor bringt am 14. Januar in der Philharmonie Liszts „Christus“ zur Aufführung.

— In der japanischen Anszetzung ist kürzlich ein Erlaß der Unterrichtsverwaltung erschienen, der eine graphische Darstellung der japanischen Lautung durch lateinische Schriftzeichen und damit eine radikale Reform der japanischen Schreibweise brachte. Die Zeitung „Hatschi Schimbun“ bemerkt dazu erläuternd, diese lateinischen Schriftzeichen sollten fortan im Verkehr der einzelnen Zweige des Unterrichtswesens angewandt und auch in den Volks- und Mittelschulen eingeführt werden.

— Von der Biologischen Anstalt auf Selgoland ist ein Präparator abgeordnet worden, der auf deutschen Fischdampfern mit in See geht und von Bord dieser Dampfer aus den ganzen Winter hindurch wissenschaftliche Untersuchungen der Hochsee vornimmt. Die Ergebnisse sollen zur Feststellung der Laichplätze, der Laichzeit und der vorhandenen Eimengen dienen und gleichzeitig im Interesse der Frage über künstliche Befruchtung von Fischeiern Verwendung finden.

— Die Zahl der Indianer in den Vereinigten Staaten hat sich laut der Ermittlungen der letzten amerikanischen Volkszählung von 264 000 Personen im Jahre 1860 auf 331 000 Personen im Jahre 1900 vermehrt. Es wurde festgestellt, daß die Stämme, die auf der Bahn der Civilisation am weitesten fortgeschritten sind, zunehmen, während die andren langsam aussterben.